



LUTHER!

BIOGRAPHIE
EINES BEFREITEN

JOACHIM KÖHLER



LUTHER!

JOACHIM KÖHLER

LUTHER!

BIOGRAPHIE
EINES BEFREITEN



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

2., korr. Auflage 2017

© 2016 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbe-
sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Speicherung und Weiterverarbeitung in elektronischen Systemen.

Cover: NORDSONNE IDENTITY GmbH, Berlin

Coverbild: Ausschnitt aus dem »Lutherbildnis« von Lucas Cranach d. Ä.,
1528, Foto: © Kunstsammlungen der Veste Coburg

Innengestaltung und Satz: Friederike Arndt · Formenorm, Leipzig

ISBN 978-3-374-04639-3
www.eva-leipzig.de

VORWORT

»EIN WAHRHAFT MENSCHLICHER MENSCH«

*Luther steht bei mir in solcher
Verehrung, dass es mir, alles wohl
überlegt, recht lieb ist, einige kleine
Mängel an ihm entdeckt zu haben,
weil ich in der Tat der Gefahr sonst
nahe war, ihn zu vergöttern.¹*

Gotthold Ephraim Lessing 1753

Wie seltsam: Da hat man einen deutschen Festtag, bei dem man ein halbes Jahrtausend Weltveränderung feiern kann, aber vielen ist nicht zum Feiern zumute. Noch seltsamer: Da hat man einen Mann, der auf der ganzen Welt als großer Deutscher verehrt wird, aber sein eigenes Land hat zu viel an ihm auszusetzen, um ihn wirklich zu mögen. Mit ihrem nationalen Erbe, so scheint es, gehen die Deutschen verschwenderisch um.

Über den Reformator, der jahrhundertlang zu den populärsten Deutschen zählte, rümpft man heute die Nase. Irgendwie hält man ihn für »typisch deutsch« – zu derb, zu spießig, zu fanatisch in seiner Intoleranz. Zudem befremdlich »anti-europäisch«,² wie Thomas Mann bemäkelte. Wenn dagegen der Religionskritiker Ludwig Feuerbach in Luther einen Mann sah, »dessen die heutigen Deutschen nicht mehr wert«³ seien,

so gilt heute das Umgekehrte: Man findet, dass Luther der heutigen Deutschen nicht mehr wert sei.

Er scheint einfach zu viel auf dem Kerbholz zu haben. Nach heutigen Begriffen stand er zwar auf dem »Boden des Grundgesetzes«, aber nur mit einem Bein. Auch als Demokraten kann man ihn kaum bezeichnen. Die »multikulturelle Gesellschaft« war ihm fremd, und für Feindbilder hatte er eine Schwäche. Zudem moniert man seinen Autoritätsglauben, mit dem er den Menschen das Untertanentum schmackhaft gemacht hatte. Kurz: An politischer Korrektheit lässt Luther sehr zu wünschen übrig.

Auch an Aktualität. Sein Denken, so meint man heute, sei mittelalterlich, seine Sprache altmodisch. Wenn noch im neunzehnten Jahrhundert der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel sagte, es sei eine der »größten Revolutionen« der Geschichte gewesen, »den deutschen Christen das Buch ihres Glaubens in ihre Muttersprache übersetzt zu haben«, ⁴ glaubt man das heute differenzierter sehen zu müssen: Bibelübersetzungen gab es schließlich schon vor Luther, und dass seine Version überhaupt zum modernen Selbstverständnis passt, wird weithin angezweifelt.

Selbst die großen Augenblicke, mit denen er in die Geschichte einging, scheinen bei näherer Betrachtung ihren Glanz zu verlieren. Die mutigen Worte, mit denen er in Worms vor Kaiser und Kirche auftrumpfte, sollen, so meinen Historiker, eher kleinlaut gewesen sein. Statt des markigen *Hier stehe ich, ich kann nicht anders* soll ihm nur ein banges »Gott helfe mir« über die Lippen gekommen sein. Und seine Reformationshymne »Ein feste Burg ist unser Gott« klingt heute mit ihren »Wehr und Waffen« zu martialisch, um wirklich populär zu sein.

Selbst der Tag seines Thesenanschlags, der sich 2017 zum fünfhundertsten Mal jährt, löst Stirnrunzeln aus. Die einen sagen, er habe die Thesen gar nicht selbst an die Kirchentür angeschlagen. Andere meinen, dass es überhaupt keinen

Anschlag gegeben habe, weil er die Thesen diskret auf dem Postweg verbreitete. Und eine dritte Partei versichert, dass die Reformation erst lange nach dem 31. Oktober begonnen habe. Den Namen »Reformationstag« könne man sich schenken.

War sonst noch etwas?

Allerdings. Das ablehnende Bild, das man heute von ihm zeichnet, stimmt nämlich nicht. Nicht Fakten folgt es, sondern ideologischen Deutungsmustern. Und selbst wenn manches zutreffen sollte, dann nicht so, wie es sich die Lutherkritiker vorstellen. Er war kein Demokrat, gewiss, aber keiner vor ihm hat dem Einzelnen eine so souveräne Stellung zugewiesen wie er. Nicht Papst, Kaiser oder Staat waren maßgebend für den Menschen, sondern allein Gott. Und der saß nicht irgendwo im Jenseits, sondern war schlicht da. Man war auch nur ihm verantwortlich. Wer Luther als Obrigkeitsdiener bezeichnet, hat diese epochale Befreiung nicht begriffen.

Luthers gesellschaftliche Kreuzzüge, so deprimierend sie heute wirken, lassen sich größtenteils auf zeitbedingte Missverständnisse zurückführen. Und wer ihn für einen autoritären Konformisten hält, sitzt selbst einem Missverständnis auf. Nicht der Benimmkodex der Gesellschaft zählte für ihn, sondern allein Christus. Wer dessen Angebot annahm, brauchte kein Grundgesetz. Der musste auch keiner humanistischen oder pazifistischen oder sozialistischen Ideologie folgen. Nach Luther genügte es, ein christlicher, das heißt, ein *wahrhaft menschlicher Mensch*⁵ zu sein.

Die große, nun schon über hundert Jahre währende Abrechnung mit dem Reformator hat in Wahrheit nicht ihn demonstriert, sondern nur das falsche Bild, das man über Generationen hinweg von ihm zeichnete. Entmythologisiert wurde nur der Mythos, ihn selbst verlor man aus dem Auge. Die einen hoben ihn auf den Sockel, von dem die anderen ihn stürzten. Er selbst wollte nie aufs Podest, und von Denkmälern, vor denen man die Knie beugt, hielt er ohnehin nichts. In jenem talartragen-

den Bronzekoloss, der breitbeinig und mit der Bibel unterm Arm auf die Menschheit herabblickte, hätte er sich nicht wiedererkannt.

Gewiss gab es den bissigen Reformator, der oft genug die Grenzen der Höflichkeit und des guten Geschmacks ignorierte. Doch dafür brachte er die Heiterkeit in die Religion zurück. *Christus ist ein Gott der Freude*, rief er allen frommen Sauertöpfen zu. *Ein Christ soll und muss ein fröhlicher Mensch sein.*⁶ Und jene, denen die Freiheit eines Christenmenschen aufging, konnte er sich gar nicht anders vorstellen, als dass sie vor Freude am liebsten in die Luft gesprungen wären. Ja, wenn einer diese Glaubensrevolution ganz begriffe, so sagte er einmal, *wäre es kein Wunder*, wenn es ihn vor Freude schier *zerisse*.⁷ Den Bierernst der Theologen wie die Steifheit des Klerus hielt er für lächerlich. Sein Gott war kein zorniger, sondern ein *lachender Gott*.⁸ Wer sich nicht mitfreuen konnte, sollte sich auch nicht Christ nennen. Nur *wer überall und immer lachen kann*, versicherte er, *ist ein wahrer Doktor der Theologie*.⁹

Wer dem Reformator heute seine oft wenig delikate Ausdrucksweise vorwirft, übersieht, wie sehr dieser immer zum Scherzen aufgelegte Mann dem gesellschafts- und kirchenkritischen Till Eulenspiegel glich – sowohl in der verletzenden Direktheit wie in der feinsinnigen Ironie. Übrigens wusste die christliche Tradition seit Paulus, dass der Narr der Wahrheit Gottes näher stand als der gelehrte Alleswisser. Noch die mystische Theologie, die Luther in sich aufnahm, pries den Narren als wahren Weisen. Der scholastischen Selbstherrlichkeit setzte er dessen »wissendes Nichtwissen« entgegen. Als es für ihn in Worms um Leben und Tod ging, sei er, so berichtete ein entsetzter Papstlegat, wie »ein Narr mit fröhlichem Gesicht«¹⁰ vor den Kaiser getreten. Als Christ eben.

Gesellschaftlichem Ansehen maß er keine Bedeutung zu. Er machte sich nichts aus sich selbst. Auf Vermögensbildung legte er keinen Wert. Er brachte den Menschen ihre neue Freiheit,

das genügte. Wo Ich war, sollte Christus sein. Und der thronte nicht auf Wolken, sondern lag in der armseligen Krippe und hing am bitteren Kreuz. Und war doch, trotz allem Leid und aller Verzweiflung, trotz Tod und schmähhlichem Untergang, wieder auferstanden. Einen Christen kann nichts umbringen.

Einen Luther auch nicht. Er ist auch nicht von gestern. Vor fünfhundert Jahren hat er Fragen beantwortet, denen wir uns heute wieder stellen müssen, ob es uns angenehm ist oder nicht. Wohin uns diese von sich selbst besessene Gesellschaft bringt, in der nur das Ich und seine Facebook-Likes zählen, wird sich zeigen. *Ich will nichts heißen, auch nichts befehlen*, sagte der Reformator von sich selbst, *will auch nicht Autor genannt werden*. Und für seine Anhänger fügte er die Mahnung an: *Ich bitte, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen*.¹¹ Sein letzter Satz, kurz vor seinem Tod niedergeschrieben, lautete denn auch nicht: »Hoch lebe das Luthertum!«, sondern: *Wir sind Bettler, das ist wahr*.¹²

Auch in dem Buch, das der Leser in Händen hält, wird man keinen Hochruf auf das Luthertum finden. Ein deutliches »Hoch lebe Luther!« wird er aber doch hören. Nicht allzu laut gesprochen, aber auch nicht zu zaghaft. Und nicht nur zwischen den Zeilen. Der Luther dieses Buches ist ein Luther mit Ausrufezeichen.

Bleibt nur noch der Hinweis, dass die Zitate um leichter Lesbarkeit willen in flüssige Sprache übersetzt und gelegentlich leicht gekürzt wurden. Die Zitatquellen wurden nach ihrer stilistischen Qualität ausgesucht. Luthers eigene Worte sind *kursiv* gedruckt. Mein herzlicher Dank gilt der Verlegerin der Evangelischen Verlagsanstalt, Frau Dr. Annette Weidhas, die zur Niederschrift den letzten Anstoß gab und sie in anregenden Gesprächen begleitete.

INHALT

ERSTER TEIL: BEDRÄNGNIS

Kapitel Eins: Der programmierte Sohn

1. Mit dem Silberlöffel im Mund (17)
2. Ein aufstrebendes Familienunternehmen (20)
3. Vom Horror des Erzogenwerdens (24)
4. Eine Lektion in Sanftmut (27)
5. Der eingemauerte Prophet (29)
6. Im »Hurhaus und Bierhaus« (31)
7. Auf dem Denkweg der Moderne (35)
8. »Es ist eine Lust zu leben!« (38)
9. Der Befreiungsschlag (40)

Kapitel Zwei: Im Fegefeuer

1. Zwischen Teufelsspuk und Himmelsnade (45)
2. Kehr- aus in der Himmelspforte (49)
3. Die Schule der Demütigung (52)
4. Im Hamsterrad der Heiligkeit (54)
5. »Tris- tissimus« (56)
6. Der schreckliche Herr Christus (58)
7. Das Duell der ungleichen Fechter (61)
8. Martins Höllenfahrt (65)
9. Die missglückte Primiz (68)

Kapitel Drei: Der »wahre Vater«

1. Tugendrose für Ketzerjäger (71)
2. »O meine Sünde, Sünde, Sünde!« (75)
3. Die Gelassenheit des Seelenführers (78)
4. Einweihung in eine »neue Kunst« (81)
5. Der Herr der Knochen und Knöpfe (86)
6. Bauboom in Wittenberg (90)
7. Von heiligen Zähnen und goldenen Nasen (92)
8. Die Wunder der Stadt Rom (95)
9. Bei der Hungerheiligen (99)

ZWEITER TEIL: BEFREIUNG

Kapitel Vier: Vom Alleswissen zum Nichtwissen

1. Unterm Birnbaum (105)
2. Gottes Generalbevollmächtigter (108)
3. Die Kathedralen der Weisheit (111)
4. Der Weltarchitekt und seine Erklärer (113)
5. Vom »stillschweigenden Leugnen Gottes« (116)
6. Ockhams Rasiermesser (118)
7. Wo Freud und Descartes irrten (121)
8. »Nimm und lies!« (126)
9. Statt römischer Scholastik eine deutsche Theologie (128)

Kapitel Fünf: Anschlag auf die Kirche

1. Käufliche Liebe (133)
2. Die Erfindung des Franchise-Unternehmens (137)
3. Vom deutschen Michel (142)
4. Eine fromme Intrige (145)
5. »Aufgereizt gegen den Papst« (147)
6. Der verladene Ablassprofiteur (152)
7. »Mit dem Feuer in die Furcht gejagt« (154)
8. Hat er nicht oder hat er doch? (156)
9. Das Wackeln der Tiara (159)
10. »Die Engel als Botenläufer« (162)

Kapitel Sechs: Auf Kollisionskurs

1. Theta heißt Tod (165)
2. »Du hast nur noch das Martyrium zu erwarten« (168)
3. Der Hirt und die Kröte (171)
4. »Wir haben keinen größeren Feind als uns selbst« (173)
5. Der in sich verkrümmte Mensch (177)
6. »Hat man Christus, hat man alles« (180)
7. Toilettenturm mit Gartenblick (183)
8. »Da riss ich hindurch« (186)
9. »Er selbst tut's durch uns« (190)

Kapitel Sieben: Kräftemessen

1. Der »Fürst der Scholastiker« (193) 2. »Revoca!« (195)
3. Der verzagte Retter (199) 4. »Gott ist hier, und Gott ist überall« (204) 5. Der Drachentöter aus Ingolstadt (209)
6. Eine alte Wunde wird aufgerissen (212) 7. Das Murmeltier verkriecht sich (217)

Kapitel Acht: Posaunenstöße

1. Die Ikone der Reformation (221) 2. Die Gelassenheit der Gottesmutter (224) 3. »Du machst uns singen, wenn du uns weinen lässt« (229) 4. Wie Gott einen Heiligen enttäuschte (232) 5. Eine »neue Gestalt des Geistes« (235)
6. »Wildschwein aus dem Walde« (239) 7. Die Paradoxie der Freiheit (242) 8. Wie Braut und Bräutigam (245)

DRITTER TEIL: BEWAHRUNG

Kapitel Neun: Die zwei Seiten des Gottesreichs

1. Der Narr und der Kaiser (251) 2. Das unerhörte Wort (254) 3. Versteckspiel mit Karl (257) 4. Hieronymus im Gehäuse (260) 5. Als Luther nicht mehr beten konnte (262) 6. »Man spreche frei den Sinn heraus« (266) 7. »Der Glaube will nicht an ein Werk gekettet sein« (272) 8. Georgs scharfes Mandat (277)
9. »Unter Tausenden kaum ein rechter Christ« (280)
10. »Ein jeglicher hüte seines Stalles« (283)

Kapitel Zehn: Im Harnisch

1. Vom Bauernkrieg zum Gotteskrieg (287) 2. Altes Recht gegen neues Recht (289) 3. Die Handwerker des

- Todes (292) 4. »Es ist des Schwerts und Zorns Zeit hier« (295) 5. »Alle dräuen mir den Tod« (299) 6. Erasmus' Angriff (304) 7. Der Mensch als Esel (307) 8. »Ich gehöre in die heilige Schrift« (310)

Kapitel Elf: Existenzgründung

1. »Verehelicht auf Vaters Begehren« (317) 2. Ein Gott, der lacht (320) 3. Im Gasthof Luther (323) 4. Von »Landstreichern und Zungendreschern« (325) 5. »Wir sind Narren um Christi willen« (329) 6. Eulenspiegel als »Lutherscher Heiliger« (332) 7. »In der Morgenröte des künftigen Lebens« (335) 8. »Ein neues Lied wir heben an« (337) 9. »Gott ist der Dichter, wir die Lieder« (340) 10. Bach (343)

Kapitel Zwölf: »Das ist mein Leib«

1. »Lieber mit Christus fallen, als mit dem Kaiser stehen« (349) 2. »Nie wieder Wittenberg« (353) 3. Letztes Logis beim Stadtschreiber (356) 4. »Das Sterben tötet nicht, sondern hilft zum Leben« (359) 5. Die ganze Welt in einer Nussschale (363) 6. Religionsstreit unter Quarantäne (365) 7. »Christus ist kein Gedanke, sondern eine Wirklichkeit« (367) 8. Die Schrift unter der Decke (371) 9. »Das lautere Genießen und Nehmen« (374) 10. Die Wahrheit ist unverhandelbar (376)

ANHANG

- Anmerkungen (381)
Personenregister (399)

ERSTER TEIL

BEDRÄNGNIS

KAPITEL EINS

DER PROGRAMMIERTE SOHN

*Weil die Kinder vor einem jeden
Wort des Vaters oder der Mutter
erzittern, fürchten sie sich auch
später ihr Leben lang selbst vor
einem rauschenden Blatt.¹³*

1. Mit dem Silberlöffel im Mund

Martin Luther erblickte das Licht der Welt neun Jahre, bevor Columbus die Neue Welt entdeckte. Nicht Frömmerei und Fürstenfurcht standen an seiner Wiege Pate, sondern Wirtschaft und Welthandel. Die Loslösung vom Mittelalter hatte ihm der Vater abgenommen, als er Pferd und Pflug im Dörfchen Möhra zurückließ und für die Zukunft auf die Metallindustrie setzte.

Sein erster Sohn lag auch nicht auf Stroh gebettet, sondern trug einen silbernen Löffel im Mund. Im Mansfelder Erzbergwerk geschürft, an dem sein Vater Anteile hielt, im Feuer von dessen Schmelzöfen geläutert und zur klingenden Münze geprägt, war Silber die Währung, mit der sich Kaiser und Päpste, ja sogar das Seelenheil kaufen ließen. Als dies dem Sohn des Unternehmers aufging, entdeckte er selbst eine neue Welt.

Mit Columbus trat Europa in die Epoche der Globalisierung ein. Der »Weltmarkt«, basierend auf Bankgewerbe, Industrieproduktion und Logistik, entstand. Wer gestern noch seinen Acker bebaut hatte, nahm heute einen Kredit auf, um Waren zu produzieren und zum Verkauf in ferne Länder zu exportieren. Dass man sich damit an anderen Völkern vergriff, war dem Reformator sehr wohl bewusst. Nie zuvor in der Geschichte, so würde er dereinst sagen, hätten so viel *Irrtum, Sünde und Lügen* geherrscht wie in dieser Epoche, wo die *Kaufmannschaft um die Welt fährt und alle Welt verschlingt*.¹⁴ Für seine Zeitgenossen war das kein Thema. Man besorgte seine Geschäfte, und im Gegenzug kam Reichtum ins Haus.

Auch in das der Luders, wie der eigentliche Familienname lautete. Als ihr erster Sohn am 10. November 1483 in Eisleben geboren wurde, standen sie kurz vor der Übersiedlung in seine zukünftige Heimat Mansfeld. Überspitzt ließe sich sagen, dass Luther nur in Eisleben war, um dort geboren zu werden, wie er 63 Jahre später nach Eisleben zurückkehrte, um dort zu sterben. In der Leichenpredigt auf den berühmten Mann wurde gemutmaßt, er stamme »dem Namen und Herkommen nach von Kaiser Lothar«¹⁵ ab. Doch scheinen dessen Nachfahren keinen Anspruch auf den Reformator erhoben zu haben.

Wann genau Martin Luther geboren wurde, blieb zwischen seiner Mutter und Philipp Melanchthon strittig. Der Lutherfreund und leidenschaftliche Astrologe hatte horoskopisch berechnet, dass der Reformator in der neunten Stunde geboren sein müsse. Da die Mutter das Geburtsjahr nicht mehr genau angeben konnte, sich aber deutlich erinnerte, es sei gegen Mitternacht gewesen, blieb Melanchthon nur die bedauernde Feststellung, »ich nehme an, sie hat sich getäuscht«¹⁶.

Schon bald florierte Vater Hans' Geschäft in der Mansfelder Montanindustrie. Die dortigen Erzvorkommen lieferten das Material für die Modernisierung Europas: Mit sächsischem Kupfer wurden die Dächer der Kirchen und Paläste gedeckt,

Kanonen geformt oder die Gießinstrumente der Buchdrucker hergestellt. Noch wichtiger aber wurde das edle Metall, das sich aus dem Kupfer herauschmelzen ließ: Silber.

Um sich an dem lukrativen Geschäft beteiligen zu können, hatte der *Metaller*¹⁷, wie sein Sohn ihn nannte, erst einmal eine Menge Geld aufbringen müssen. Für das nötige Betriebskapital, das ein einfacher Bergmann niemals zusammensparen konnte, dürfte ein Kredit der begüterten Familie Lindemann gesorgt haben, aus der seine Frau Margarethe, Luthers Mutter, stammte. Auch sonst scheinen die im Bergbau engagierten Lindemanns dem jungen Schwager unter die Arme gegriffen zu haben. Ein Onkel Antonius diente den Grafen von Mansfeld als oberster Bergverwalter.

Wenn Martin Luther im Alter betonte, er sei *ein Bauernsohn, der Urgroßvater, mein Großvater, der Vater sind richtige Bauern gewesen*¹⁸, so mochte das von seinem Selbstverständnis her zutreffen. Geprägt hat es ihn nicht. Denn im Mansfelder Haushalt, der sich zur Oberschicht zählen durfte, standen nicht das Wetter und die Ernte, sondern der Marktpreis von Edelmetall auf der Tagesordnung, und wohl auch die Unmöglichkeit, zwei Herren gleichzeitig zu dienen: Hans Luder musste nicht nur den Mansfelder Grafen die Pacht bezahlen, sondern vermutlich auch das vorgeschossene Gründungskapital an die Lindemanns. Dazu kam ein weiterer Kostenfaktor: Da sich sein Geschäft gut anließ, ließ Luder sich bei einer Kreditgesellschaft hohe Summen, mit denen er weitere Hüttenfeuern pachten konnte. Wie sich später zeigen sollte, war er allzu optimistisch gewesen. Am Ende konnte er die alten Schulden nicht abstottern und musste sie seinem Sohn Jacob hinterlassen.¹⁹

2. Ein aufstrebendes Familienunternehmen

Die Gewinnung von Silber war ein arbeitsaufwendiges Geschäft. Aus tausend Zentnern Rohkupfer, die im gepachteten Bergwerk geschürft wurden, ließen sich bei der Verhüttung gerade einmal fünf Zentner Silber gewinnen. Nach Abzug des Pachtzinses blieb einem Pächter wie Hans Luder nicht allzu viel übrig. Den Löwenanteil sicherten sich die eigentlichen Nutznießer, die adligen Bergwerksbesitzer und Landesfürsten.

Hans Luders Pachtherren waren die Grafen von Mansfeld. Auf einem schroffen Berg hoch über der Stadt bewohnten sie eine imposante Burg, die mehreren Belagerungen getrotzt hatte. Der Grafenfamilie gehörte das Bergwerk, das Hans Luder anteilig bewirtschaftete und für dessen Schmelzöfen er ihnen Rechenschaft schuldig war. Das Wohlergehen von Martins Familie hing von der Gunst der Herrschaft ab. Hans Luder konnte sich noch darauf verlassen, seine Nachkommen nicht mehr.

Auch dank der Mansfelder Industrie, zeitweise Europas größter Silberproduzent, verfügten die sächsischen Fürsten über die bedeutendsten Finanzreserven des Kontinents. Kaiser Karl V. schwärmte, dass die Aristokratie aus dem Montanwesen größeren Gewinn ziehe als aus jedem anderen Wirtschaftszweig. Mit dem auch in Mansfeld geprägten Silbergeld, das den Goldgulden als Hauptzahlungsmittel verdrängte, sollte der Habsburger die Welt erobern. Doch nicht nur Handelsflotten und Söldnerheere ließen sich damit ausrüsten. Hans Luders sächsischem Landesherrn, Kurfürst Friedrich dem Weisen, schenkte der Silberreichtum ein ungleich kostbareres Gut: die Unabhängigkeit von Kaiser und Kirche.

Vom Geldsegen, mit dem Weltpolitik gemacht wurde, blieb bei Luders einiges hängen. Gegen Ende seines Lebens hat der Montanunternehmer sich in seinem stattlichen Mansfelder

Bürgerhaus in Öl porträtieren lassen. Vom dunklen Hintergrund hebt sich ein tief gefurchtes Gesicht mit kleinen, wach-samen Augen ab. Den Daumen im patrizischen Pelzkragen, blickt er unter emporgezogenen Brauen an Lucas Cranach, dem befreundeten Maler, vorbei, als fasse er ein fernes Ziel ins Auge. Die zusammengepressten Lippen und die scharf gekrümmte Falte über der Nasenwurzel lassen ahnen, dass er, wie ein Lutherbiograph schrieb, »seine Interessen hartnäckig zu verfolgen wusste«²⁰.

Das Porträt der Mutter, ebenfalls von Lucas Cranach ge-malt, zeigt nicht die Bürgerstochter aus wohlhabender Familie, sondern, nach Blick und Tracht, eher die Magd des Hütten-meisters. Sie hatte acht oder neun Kinder zur Welt gebracht und einige früh begraben müssen. In der Anfangszeit ihrer Ehe sammelte sie im Wald Reisig, das sie auf dem Rücken nach Hause trug. Die resignierten Worte ihres Lieblingslieds, »Mir und dir ist keiner hold, das ist unser beider Schuld«, hat ihr Ältester nie vergessen. Sah der Sohn *gar schüchtern*²¹ zum übergroßen Vater auf, wirkte Mutter Margarete vollends eingeschüchtert. Dass »Dr. Martin«, wie sein Freund Spala-tin meinte, »sowohl an Körperbau als Gesichtszügen seiner Mutter«²² glich, lässt sich auf dem Cranach-Bild jedoch nicht erkennen.

In Mansfeld war Hans Luder schnell zu Ansehen gelangt. Seit 1491 gehörte er zum Magistrat, den Grafen diente er als Berater und Vertrauensmann. Als moderne Archäologen die Abfallgrube unter seinem Anwesen untersuchten, entdeckten sie dort einen kleinen Schatz aus dreihundert Silbermünzen, sogenannten Eisleber Hohlpfennigen.²³ Auch sonst deutete vieles auf gehobenen Lebensstil hin. Man »trank aus filigra-nen Pokalen und benutzte zierliche Messer«. Die verbrannten Überreste edler Kleidungsstücke erinnerten daran, dass zwei von Martins Brüdern 1505 an der Pest gestorben waren. Wie die beiden hatte auch Martin nach Hans Luders Plan »eine

Funktion im florierenden Familienbetrieb« übernehmen sollen. Doch lebte er damals schon im Kloster.

Martins vier Geschwistern, Bruder Jacob und drei Schwestern, fiel die Aufgabe zu, den Fortbestand des Unternehmens zu sichern. Denn die von den Grafen gepachteten Schmelzöfen, die sogenannten »Herrenfeuer«, blieben in der Familie, zumindest solange, bis die Mansfelder Herren es sich anders überlegten. Martins Schwestern wurden, wohl aus Geschäftsraison, mit Hüttenmeistern verheiratet, der Bruder, im Bergwerk angelernt, übernahm die väterliche Pacht. Auch Martins Jugendfreund Hans Reinecke, vom Vater für ihn ausgesucht, war Sohn eines Kollegen und stand ebenso für dessen Nachfolge bereit, wie Martin dereinst in die Fußstapfen seines Vaters treten sollte.

Vermutlich hatte Hans Luder seinem Stammhalter einen Ehrenplatz in der Geschäfts- und Familienplanung zugedacht. Da die »komplizierten Lehensverhältnisse im Mansfelder Bergbau« zu ständigen Querelen mit anderen Pächtern und geldgierigen Adligen führten, war es sehr nützlich, »einen Juristen in der Hüttenmeisterfamilie zu haben«²⁴. Für den Vater würde der Sohn Verträge aufsetzen, Schürfrechte aushandeln und Prozesse führen können. Dazu sollte er, wie viele Hüttenmeister vor ihm, Jura studieren und den Doktor der Rechte erwerben. So war Martins Leben, noch bevor er das Licht der Welt erblickte, von Hans Luder fest verplant. Als seinem Sohn dies bewusst wurde, brach er mit dem Vater und einem Leben, das nicht das seine war.

Bis der berühmte Blitz neben ihm einschlug, war es das seine gewesen. Für den Juniorchef gab es nur einen Lebenssinn, die Mehrung des Familienvermögens, und nur eine Zukunft, die Silbergewinnung aus gepachteten Bergwerken. Wie Martin auf diese Karriere vorzubereiten war, darüber hatte Vater Hans genaue Vorstellungen. Ob er dem begabten Jungen, wie Heinrich Heine glaubte, »die unterirdische Werkstatt zeigte,

wo die mächtigen Metalle wachsen und die starken Urquellen rieseln«²⁵, ist nicht überliefert.

Hans Luder trug große Verantwortung. Er organisierte die »gesamte Rohkupferproduktion vom Abbau des Kupferschiefers über das Schmelzen in der gepachteten Hütte bis zur Ablieferung des Rohkupfers in die Waage zu Eisleben«²⁶. Seinen Sohn wird er gelegentlich durch das oberirdische Labyrinth der prasselnden Schmelzöfen und ohrenbetäubenden Stampfhämmer geführt haben, vorbei an Holzkohlehäusern, Aschenschuppen und Erzwaschanlagen, die von kunstvoll regulierten Bergbächen gespeist wurden. An der Hand des Vaters ging es mitten durch ein wimmelndes Heer von geschwärzten Kapuzenträgern, denen die Schrecken der Tiefe und des Feuers ins Gesicht geschrieben standen.

Herzstück der pulsierenden Bergwerksmaschine war das neu entwickelte Verfahren der »Kupferseigerung«. Hatte man das silberhaltige Kupfererz aus engen Stollen zu Tage gefördert, wurde es »geklaut, gepocht, gequetscht, gemahlen, gesiebt und gewaschen«. Nach der äußerlichen Bearbeitung wurde das Material »sieben Mal geröstet und wieder verschmolzen«. Erst nach dieser Läuterung begann die eigentliche »Seigerung«, die Scheidung der Elemente im Feuerofen.

Das Ergebnis, schimmernde Silberstücke, erhielt nach Bestehen einer letzten »Feuerprobe« das Siegel des adligen Besitzers und konnte, gemünzt und poliert, in Umlauf gehen. Später würde Martin Luther diese Erfahrung in einem seiner Kirchenlieder verarbeiten. Wie erst nach langer Läuterung *das Silber, durchs Feuer siebenmal bewährt*, den Zustand der Reinheit erreichte, konnte auch nur demjenigen das Gotteswort aufgehen, der durch das Feuer der Anfechtungen gegangen war: Erst dann, so der Reformator, begriff man die Heilsbotschaft, wurde Gottes *Kraft erkannt und scheint und leucht' stark in die Lande*²⁷.

3. Vom Horror des Erzogenwerdens

Im Bild, das der Reformator von seinem Vater zeichnete, wurde der Glanz von Düsternis überwogen. Als Kind sei er von den Eltern *hart gehalten* worden, erzählte er, und der Vater habe ihn einmal so heftig mit der Rute geschlagen, dass er sich eine Zeitlang verbittert vor ihm versteckte. Wer das strenge Cracnach-Porträt betrachtet, wird sich kaum darüber wundern.

Vermutlich hat der Vater gar nicht bemerkt, wie bedrückend er auf seinen Sohn wirkte. Als der Reformator gegen Ende seines Lebens auf Körperstrafen zu sprechen kam, wies er auf die unsichtbaren Wunden in der Seele der Kinder hin. *Die Strafe, so sagte er, haftet viel fester als die Wohltat. Auch wenn die Mutter, nachdem die Kleinen mit der Rute geschlagen wurden, gute Worte gibt und allerlei Versöhnung vorwendet, so steckt ihnen das Leid doch so tief im Herzen, dass sie oft seufzen und hernach lange schlucken müssen.*²⁸

Rückblickend schrieb Luther, seine Eltern hätten es zwar *herzlich gut* gemeint, aber kein Fingerspitzengefühl dafür besessen, wie *die Züchtigungen zu bemessen sind*. Es sei ein *bös Ding, wenn Kinder um harter Bestrafung willen den Eltern gram*²⁹ würden. Wo eine *solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißt*, so bemerkte er noch im Alter, *mag sie schwerlich wieder ausgerottet werden ein Leben lang.*³⁰ Luther wusste, wovon er sprach.

Für seinen Vater gehörte autoritäres Auftreten zum Handwerk. Unternehmersein hieß, sich durchzusetzen, wenn nötig, handgreiflich. Wer sein Vermögen in eine Zeche gesteckt hatte, so empfahl ein zeitgenössisches Lehrbuch, sollte die Grubenarbeiter gehörig »einschüchtern«. Ertappte man einen bei Nachlässigkeit oder Diebstahl, hielt man sich nicht mit Diskussionen auf. Die Hüttenmeister, so das Lehrbuch, »strafen ihre Leute selbst«. Dann schlägt, bildlich gesprochen, der Blitz ein.

Auch sonst war das Bergwerk ein gefährlicher Ort. Jederzeit konnten Schlagende Wetter die Stollen zum Einsturz bringen, das herabstürzende Gestein die Bergleute unter sich begraben. In deren Köpfen brütete das ewige Dunkel Monster aus. So hörte Hans Luder von einem verunglückten Bergmann, dass der Teufel selbst ihm die tödlichen Wunden beigebracht hätte. Von der Mutter wusste Martin, dass die Familie von einer zauberkundigen Nachbarin schikaniert wurde. Wenn die Hexe mit magischer Kraft auf seine Geschwister *schoss*, schrien die Kleinen sich schier *zu Tode*.³¹ Wer derlei nicht glaubte, konnte es im soeben erschienenen Handbuch für Inquisitoren, dem »Hexenhammer«, nachlesen. Martin glaubte es.

Auf den zarten Knaben, der manchmal zur Schule getragen wurde, schien es der Teufel besonders abgesehen zu haben. Wenn der Reformator später den Bösen persönlich für die Gefährdungen seiner Kindheit verantwortlich machte, meinte er dies durchaus wörtlich. *Satan*, so verriet er einmal bei Tisch, *hätte mich oft gern umgebracht*.³² Als hätte der Teufel geahnt, welche Gefahr ihm in Luther erwachsen sollte, *war er mit unglaublichen Mitteln darauf aus, mich umzubringen und mich zu fesseln, so dass ich mich öfters gefragt habe, ob ich wohl der Einzige unter den Sterblichen sei, auf den er es abgesehen hatte*.³³

Die Schauermärchen aus der »Teufe« des Bergwerks, die am heimischen Tisch erzählt wurden, reimten sich auf die Allgegenwart des »Teufels«. Nach der Kirchenlehre war jedes Neugeborene von ihm besessen, bis es als »Täufling« im geweihten Wasserbad von ihm befreit wurde, vorläufig. Überall wurde er sprichwörtlich an die Wand gemalt, und in der Mansfelder St. Georgskirche konnte man ihn sogar als buntes Fresko bestaunen. Damals glaubte der Junge, für seine Ängste den universalen Deutungsschlüssel gefunden zu haben.

Nie gab es vor Satan Sicherheit, das wusste Martin, jederzeit konnte er niederfahren wie ein Blitz oder Schlagendes

Wetter. Gerade wenn man sich am Geborgensten fühlte, so sollte der Große Katechismus dereinst warnen, *kann der Teufel noch diese Stunde einen solchen Pfeil ins Herz treiben, dass ich kaum bestehen bleibe*.³⁴ Nicht alles war nur Phantasie. Martin ist auch durch eine wirkliche Hölle gegangen. Was Strenge und Härte einem Menschen antun können, hat er schon in Mansfeld gelernt. Gleich neben der Kirche stand die »Trivialschule«, in der ihm Grammatik, Logik und Rhetorik eingebläut wurden. Jahrelang quälten sich die Söhne der Stadt, um einmal eine Stelle als Kanzlist oder eine Pfründe als Kleriker zu ergattern. Sie quälten sich und wurden gequält. Alles musste auswendig gelernt werden. Sprechen durften sie nur in der Kirchensprache Latein. Kam ihnen ein Wort in der Bauernsprache Deutsch über die Lippen, gab es die Rute.

Bei den Lehrern, die laut Luther *selbst nichts gekonnt* hatten, galt dieses Marterinstrument als ideale Gedächtnisstütze. Die barbarische Abstrafung hat sich Martin tief eingegraben. In diesem vermeintlichen Tempel der Gelehrsamkeit, so klagte er später, hätten in Wahrheit nur *Zittern, Angst und Jammer* geherrscht. Hatte der Schüler noch einen Funken Lebenslust in sich, wurde er ihm bald ausgetreten. Selbst aus langer zeitlicher Distanz erschienen Luther die Lehrer *so grausam wie Henker*, die Schule als vorweggenommene *Hölle und Fegefeuer, darinnen wir gemartert sind*.³⁵

Sechs Jahre lang wurde der Sohn des Hüttenmeisters auch in die Martern des Spitzel- und Bußwesens eingewiesen. Jeder hatte die Pflicht, auf einem »Wolfszettel« die Sünden der anderen festzuhalten. Ende der Woche wurden sie mit Stock und Rute abgebußt. Die Angst davor und die Schmerzen danach waren für die Kleinen kaum zu ertragen. Ähnlichkeiten mit dem Jüngsten Gericht, an dem ebenfalls zum Schluss abgerechnet wurde, waren kein Zufall.

Angst scheint Martins vorherrschendes Lebensgefühl gewesen zu sein, und nicht nur die vor dem Teufel. Wenn er nach

einem schweren Schultag nach Hause ging, kam er womöglich vom Regen in die Traufe. Denn die hohen Ansprüche der Lehrer wurden noch übertroffen von denen des Vaters, der Großes von seinem Stammhalter erwartete. Er wollte Fortschritte sehen und allabendlich hören, was sein Filius auf der Schulbank gelernt hatte.

Kam er ins Stocken, setzte es Schläge. Der Grausamkeit der Schulmeister und dem Jähzorn des Vaters ausgeliefert, fühlte Martin sich wie zwischen zwei Mühlsteinen. Er konnte sich drehen und wenden, wie er wollte, aus dieser Zwangslage gab es keinen Ausweg. Deutlich glaubte er die zerstörerische Kraft dessen zu spüren, der ihn so gerne getötet hätte. *Aber, so konstatierte Luther später, er konnte es nicht.*³⁶

4. Eine Lektion in Sanftmut

Mit dreizehn Jahren war der Hoffnungsträger der Mansfelder Rute entwachsen. Dass er über eine anmutige Singstimme verfügte und außerdem zum Träumen neigte, scheint den Vater nicht weiter beunruhigt zu haben. Solange das große Ziel vor Augen blieb, war er's zufrieden. Zur weiteren Ausbildung schickte er den Jungen in die Domstadt Magdeburg, wo er zu den *Nullbrüdern*³⁷ in die Schule ging. Diese »Brüder vom gemeinsamen Leben«, die um den Kopf eine enge Kapuze, die »Nolle«, trugen, unterrichteten mit erzbischöflichem Segen an der Domschule, wo die Zöglinge auf das akademische Studium vorbereitet wurden.

Der Geist dieser im vierzehnten Jahrhundert gegründeten Reformgemeinschaft für Laien widersprach allem, was Martin Luther in Mansfeld erfahren hatte. Nicht das väterliche Besitzstreben galt hier, sondern die Besitzlosigkeit. Statt der

lärmenden Betriebsamkeit des Bergwerks herrschte die Stille der Meditation. Das auftrumpfende Selbstbewusstsein des Unternehmers wurde durch die Demut der Brüder ersetzt. Keinen Unterschied gab es mehr zwischen Arm und Reich, zwischen Laien und Priesterschaft. Man war fromm, ohne bigott zu sein.

Selbst auf Mönchsgelübde und einträgliche Straßenbettelei wurde verzichtet. Lieber lebte und arbeitete man wie andere Menschen auch. Mit Vorliebe aber wurde unterrichtet, und zwar ohne den Mansfelder Horror. Nicht Duckmäuser sollten herangezogen werden, sondern freie, weltoffene Christen. Daneben pflegte man auch die klassischen Sprachen und die Philosophie des Altertums. Für Martin bekam der einstige Schreckensbegriff »Schule« einen neuen Sinn: Der Terror der Rute war der Macht des Wortes gewichen.

Die Glaubensrichtung, der die Bruderschaft folgte, hieß »Devotio moderna«. Im Mittelpunkt dieser »Modernen Frömmigkeit« standen nicht klerikale Hierarchie und Zeremonien, sondern Christus selbst. Wie in der Mystik sollte sich zwischen ihm und dem Gläubigen eine Beziehung entwickeln, die ohne die Vermittlung kirchlicher Institutionen auskam. Eine solche Gemeinschaft mit Gott, die bis zur Einswerdung ging, hatte die spätmittelalterliche Mystik gelehrt.

»Die Grundzüge der Devotio moderna«, so schrieb ein Kirchenhistoriker, »sind unwiderleglich mystischen Charakters«. ³⁸ Christus war demnach, wie schon der Apostel Paulus gelehrt hatte, dem Menschen näher als dieser sich selbst. Für den wahrhaft Glaubenden war der Klerus überflüssig. Auch deshalb hatte sich die Laienbewegung den Argwohn der Kirche zugezogen. Selbstständigkeit im Glauben und ein zu enges Verhältnis zu Gott waren verdächtig. Beim Konstanzer Konzil, das Hus auf den Scheiterhaufen brachte, wurde der Bruderschaft denn auch von der Inquisition Ketzerei vorgeworfen.

Viele Wegbereiter der Neuzeit wie der Kardinal Nicolaus Cusanus aus Bernkastel-Kues oder der Humanist Erasmus von Rotterdam sind durch diese Schule der Moderne gegangen, vermutlich auch der Maler Hieronymus Bosch, der die Schrecken der Hölle und die Wonnen des Paradieses auf die Leinwand bannte. Sie alle wurden geprägt von einem Glauben, für den nicht Unterwürfigkeit, sondern die von Christus geschenkte Freiheit zählte.

Wenn es zutraf, dass Martin bei dieser Reformgemeinschaft gelernt, ja »mit Sicherheit« in deren Internat gewohnt hat, dann dürfte sich seine spätere Lebenswende bereits hier angebahnt haben. Zum ersten Mal hatte er den Geist einer Erneuerung kennen gelernt, der aus Gottes Wort selbst das Recht ableitete, jede menschliche Institution in Frage zu stellen.

Sprach man ihn später auf die Brüder vom gemeinsamen Leben an, machte er aus der Geistesverwandtschaft kein Hehl, ja versicherte sogar, dass die Bruderhäuser ihm *über die Maßen gefallen*³⁹ hätten. Das Gefallen war gegenseitig. Das niederländische Reformkloster Agnetenberg, in dem der Mystiker Thomas von Kempen seine berühmte »Nachfolge Christi« schrieb, sollte zum Ausgangspunkt von Luthers Reformation im Westen werden.

5. Der eingemauerte Prophet

Nach kaum einem Jahr endete Martins vergessene Lehrzeit. Warum der Vierzehnjährige sein Bündel packen und Magdeburg verlassen musste, blieb im Dunkel. Möglicherweise hing sein Ausscheiden bei den Nullbrüdern mit diesen selbst zusammen. Dem Vater mag hinterbracht worden sein, dass